

verrät Gregors Leichenrede auf Basilius, dass über allem Lob des Verstorbenen die von Gregor unternommene Aufgabe der Vermittlung von klassischer Kultur und Christentum von ihm gelungener in Angriff genommen wurde als von Basilius (155). Dieses inhärente und subtext angelegte Selbstlob wird deutlicher in dem von D. Konstans herangezogenen Gedicht Gregors *De vita sua*, auch wenn Basilius augenscheinlich als der geistliche Lehrer und Meister geschildert wird (192). Hier wie dort wird die Selbstpositionierung und Selbststilisierung des Rhetors aus der inhaltlichen Verbundenheit und Freundschaft zwischen diesem und dem Verstorbenen erklärt (175–177). Wie wenig außergewöhnlich ein solches Selbstmarketing für einen Rhetor dieser Zeit war, erörtert R.J. Penella mit Blick auf Themistius (195–201; vgl. 214). Dass das Bild eines syrisch-semitischen Kulturraumes, der vom Bereich des Hellenismus abgegrenzt ist, nicht standhält, verdeutlicht G.W. Bowersock. Auch die Vita des Konvertiten Rabbula ist keinem anderen Biographiekonzept verpflichtet als dem des spätantik hellenistischen. Wie griechische Biographietraditionen aus der Malerei und Skulptur Parallelen entnehmen, so auch hier: Das Bild, das die Vita von Rabbula zeichnet, ist poetisch zu verstehen. Dass Bowersock die Vita (vermutlich wegen der gezeichneten „realistischen Landschaft“, 269) nicht als Panegyrik betrachtet und hingegen der Hagiographie zuzuordnen will (258), leuchtet angesichts der zuvor von anderen festgestellten Überschneidungen der „verschiedenen Gattungen“ nicht ein. Viele Felder des Rätsels sind noch zu füllen, einige hilfreiche Buchstaben liefert der vorliegende Band.

Birmingham

Markus Vinzent

Gantz, Ulrike: *Gregor von Nyssa, Oratio consolatoria in Pulcheriam* (= Chrēsis. Die Methode der Kirchenväter im Umgang mit der antiken Kultur, Bd. VI), Basel (Schwabe & Co AG) 1999, 315 S., geb., ISBN 3-7965-1101-5.

Das Ziel wissenschaftlicher Ausbildung ist, dass Schülerinnen und Schüler über Lehrende hinauswachsen. Im vorliegenden Band hat die Vf.in die durch ihren Lehrer Christian Gnllka begründete und mit den ersten beiden Bänden ideologisch höchst problematisch eröffnete Reihe Chrēsis (vgl. dazu meine Rezension von Bd. 2 in ZKG 106 [1995] 133–137) in der Übersetzung des Textes und in weiten Tei-

len des Kommentars, der pagane und frühchristliches Material aufarbeitet, auf wissenschaftliches Niveau geführt. Doch auch sie kämpft als klassische Philologin mit Theologumenen von einem anachronistisch dogmatisch-fixierten Blick aus, um Gregors von Nyssa Umgang mit dem antiken Gedankengut als reinigende Chrēsis zu stilisieren. Auch wenn sich die Behandlung vorchristlicher Traditionen durch die Kirchenväter mit dem Schlagwort „reinigende Chrēsis“ bisweilen korrekt beschreiben lässt (etwa in der Bestimmung der Seelenkrankheit, die durch einen Christen mit dem Sündenbegriff kontaminiert wird, 77; das Befolgen des Willens Gottes im Unterschied zum stoischen Übereinstimmen mit dem Logos und den Naturgesetzen, 78), finden sich bei der Vf.in Beispiele, die a) stillschweigend übergangen, b) überzeichnet und c) ungerechtfertigterweise umgedeutet werden.

a) Die Vf.in legt großen Wert auf den typisch christlichen biblischen Sprachgebrauch, verschweigt aber, dass auch jüdische Autoren wie etwa Philo sich z.T. derselben Sprache und Motive bedienen (von denen Christen wie Gregor nicht selten sogar abhängig sind).

b) Sie gesteht etwa zu, dass Gregors Lob der Philanthropie bereits eine bedeutende Rolle in der paganen Kaiserpanegyrik hatte. Doch die Vf.in meint bei Gregor „eine neue, tiefere Bedeutung“ derselben im christlichen Gebrauch zu entdecken u. a. aus der Tatsache, dass Gregor auf Mt 25,40 als Stütze verweist. Sie schließt: „Damit wird deutlich, wie grundlegend das Christentum die traditionelle Auffassung vom Kaiser, der kraft seiner Tugenden die Welt regiert, umgeformt hat“ (117). Rez. würde vorsichtiger urteilen: Zweifellos hat das Christentum mit dem Hinweis auf „Arme, Witwen und Waisen“ einen bedeutenden Fokus gebracht, den es in dieser herausragenden Bedeutung früher nicht gab. Doch die Armenorientierung des Christentums zu nennen, ohne auf die sozialen Leistungen vorchristlicher Kaiser und deren Hochschätzung in der Gesellschaft zu sprechen zu kommen (und ohne Hinweis auf die jüdische Zedaka zu geben), um dadurch das Christentum mit dem Heidentum zu kontrastieren, ist Schwarz-Weiß-Malerei.

c) Wenn Gregor im Unterschied zu anderen Kirchenvätern das Lob der edlen Herkunft der Pulcheria nicht verschweigt, so kann ich seine christliche Umformung dieses Topos, die „ganz andere Tiefe“ und den „neuen Sinn“ (111) desselben bei Gregor nicht auf Anhieb erkennen. Alleine dadurch, dass der *optimus princeps*

nun „durch andere, christliche Tugenden hervorstricht“ (111), die in der „Frömmigkeit“ gipfeln, welche „vor allem in der Bekämpfung des Götzendienstes und des Arianismus“ sich zeigt, scheint mir aus der christlichen Positionierung Gregors her zwar evident, mag auch den heidnischen vom christlichen Rhetor unterscheiden, leuchtet mir aber als Qualitätsurteil nicht ein.

Was bleibt überhaupt am Ende vom modernen Extrahieren einer „Methode“, wenn, wie die Vf.in zugeben muss, „die Variabilität der Chrésis“ so groß ist, dass „die Antwort auf die Frage, ob der Gebrauch einer Sache durch den Christen ratsam ist, je nach Ort, Zeit und Umständen ganz verschieden ausfallen“ könne (7726). Wenn es lediglich darum geht, daß Christen ältere Topoi und Gedankenmodelle in christliche Termini gießen, antikes Gedankengut mit biblischen Belegen rechtfertigen und gegenüber einer freien, sich oft widersprechenden Meinungsvielfalt verschiedener philosophischer Schulen und Richtungen allmählich in ein dogmatisches Gebäude umbilden, wäre das in der Verkürzung zu banal, um es eine bestimmte Methode zu nennen. Außerdem kann man im Christentum nicht von der Errichtung *eines* Gebäudes, sondern vielmehr von einem Wuchs ganzer Straßenzüge, Städte und Landschaften sprechen. Chrésis, wenn sie denn je eine den frühen Christen (bewußte/unbewußte?) „Methode“ gewesen war, ist sehr viel komplexer zu bestimmen als auf einem schwarzweißen Hintergrund, der Heidentum und Christentum aus einem neuzeitlichen Konzept des „auf Dauer die Billigung der Kirche gefunden(en)“ Systemgebäudes zeichnet (284). Zwar lässt sich die Position einnehmen, Philologie und (theologie-)historische Forschung müsse „die Grundsätze des sich entfaltenden christlichen Lehrgebäudes ... als höchstes Kriterium bei der Bewertung des „rechten Glaubens“ heran(ziehen)“ (284), doch fällt ein solcher Ansatz außerhalb der Bewertung einer wissenschaftlich-diskursiven Rezension und stellt sich selbst in den Rahmen denominalistisch-normativer Meinungsäußerungen. Wie schwer es eine solche Position im Umgang mit der Apokatastasislehre des Normbischofs Gregor von Nyssa hat, zeigen die beiden letzten Seiten der vorliegenden Arbeit.

Bis auf einige Akzentfehler ist die Arbeit formal weithin makellos. In der parallel zu Spiras Text (GNO 9,461–472) gegebenen gut lesbaren Übersetzung sind mir lediglich zwei unglückliche Übertragungen ins Auge gestochen (*ἀνάλλοις* übersetzt mit „Rückkehr“ statt mit „Auflösung“ – als

Gegensatz zum Werden/Entstehen des Menschen –, 470,32; und kurz darauf *τὸ συμφέρον* mit „das Nützliche“ statt „das Entsprechende“, 471,4).

Birmingham

Markus Vinzent

Duval, Yvette: *Chrétiens d'Afrique à l'aube de la paix constantinienne*. Les premiers échos de la grande persécution, Paris (Institut d'Études Augustiniennes) 2000, 524 S., 11 Fig., ISBN 2-85121-181-1.

Der Titel dieses neuen Buches aus der Feder der bekannten französischen Althistorikerin, die neben vielem anderen durch ihr großes zweibändiges Werk über die Kultplätze der Märtyrer in Afrika vom 4. bis zum 7. Jh. bekannt geworden ist (Rom 1987), könnte zunächst den Eindruck erwecken, also ob man es allgemein mit der diokletianischen Christenverfolgung im römischen Nordafrika zu tun habe. Aber bereits der Untertitel kündigt die Einschränkung an, über die man in der Einführung kurz und präzise unterrichtet wird. Es handelt sich um eine Neuinterpretation („relecture“) zweier zeitgeschichtlicher Texte, die im Codex Parisinus n. 1711 (zurückgehend auf eine Handschrift der Abtei von Cormery, 8/9. Jh.) überliefert sind: Es sind dies einmal die *Gesta apud Zenophilum*, welche die Prozeßakten gegen den wegen *traditio* angeklagten Bischof Silvanus von Cirta/Constantine vom Jahr 320 enthalten, zum andern die *acta purgationis Felicis*, der Bericht über die Untersuchung gegen den wegen des gleichen Vergehens beschuldigten Bischof Felix von Abthugni. Die erneute eingehende Behandlung dieser Texte begründet die Autorin u.a. mit einer exzellenten Photokopie der Handschrift, die ihr zur Verfügung gestellt wurde und dem Buch am Ende beigegeben ist. Da die beiden Zeugnisse, die eine Fülle allgemein wichtiger Auskünfte nicht nur über die damalige Verfolgung, sondern auch über das Leben von Christengemeinden bieten, in dieser Ausführlichkeit und unabhängig von späteren Quellen (Optatus, Augustinus) noch nicht behandelt wurden, ist eine erneute Beschäftigung sehr wohl gerechtfertigt.

Der *erste* Abschnitt über die *Gesta* vor dem Gericht des consularis Numidiae Zenophilus beginnt mit einer formalen Klärung über Ort (Cirta und nicht Timagd), wie einst P. Monceau vorschlug) und Personen (Zenophilus, den agilen donatistischen Ankläger Nundinarius, den exceptor Sextus und weitere Namen, aufgrund